

GOLDY MOLDAVSKY

DER
MARY
SHELLEY
CLUB

Aus dem Amerikanischen von Katrin Hoppe


FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Mary Shelley Club*
erschien 2021 im Verlag Henry Holt and Company.
Copyright © 2021 by Goldy Moldavsky


1. Auflage Februar 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Published by Arrangement with Golda Melamud.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

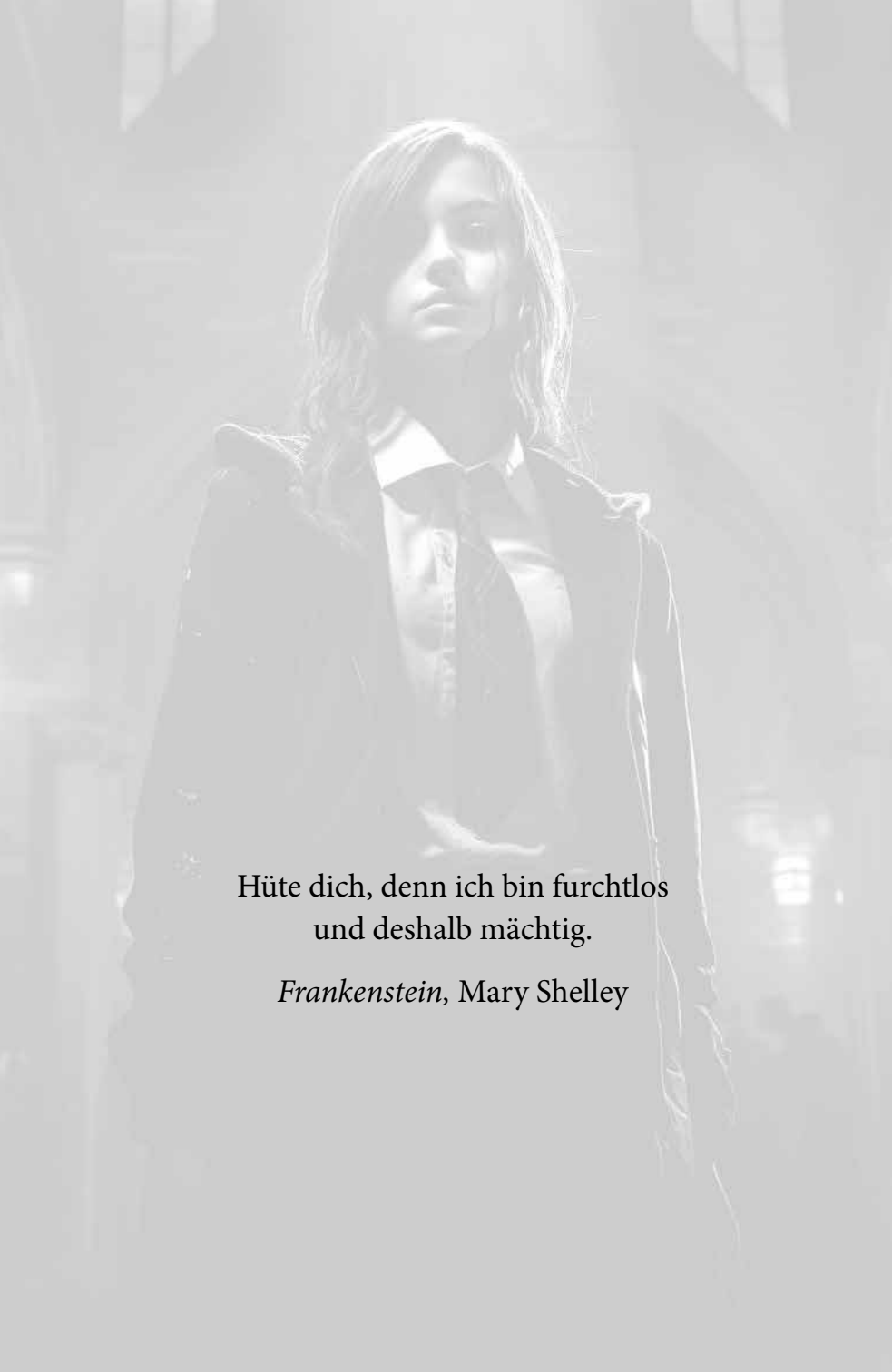
Titelbild: Luko, 99design
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-102-8
eBook 978-3-98676-103-5



*Für meine Schwester Yasmin –
mit der ich mir am allerliebsten
Gruselfilme anschaue.*



A woman with long, wavy hair stands in the center of the frame, looking directly at the camera with a serious expression. She is wearing a dark, heavy coat over a white collared shirt and a dark tie. The background is a dimly lit, gothic-style building with large arches and windows, creating a moody and atmospheric setting. The lighting is soft and focused on the woman, making her stand out against the darker background.

Hüte dich, denn ich bin furchtlos
und deshalb mächtig.

Frankenstein, Mary Shelley

PROLOG

Rachel saß wie eine Brezel an ihrem Schreibtisch: Die Knöchel verschränkt, die angezogenen Knie gegen die harte Holzkante gedrückt. Sie starrte auf den Wikipedia-Eintrag zu Nellie Bly, die historische Persönlichkeit, über die sie einen Aufsatz schreiben sollte. Doch die vielen Wörter verschwammen vor ihren Augen. Nicht dass sie sich nicht für Nellie Bly interessierte; Rachel konnte sich für jede knallharte Journalistin mit peppigem Namen begeistern. Aber es gab einfach zu viele Ablenkungen.

Spotify beschallte sie mit der neuesten Taylor-Single, und egal wie oft Rachel ihr Handy entschlossen weglegte, um etwas über Nellie zu lesen, schon zwitscherte es mit einer neuen Nachricht von Amy und sie musste es wieder in die Hand nehmen. So wie jetzt.

Ich frage mich, was er gerade treibt. Wir sollten zu seinem Haus gehen und SPIONIEREN.

Ich werde ihn nicht stalken, schrieb Rachel zurück und legte ihr Handy weg, dieses Mal endgültig.

Aber selbst Nellies wirklich interessanter Lebenslauf konnte nicht verhindern, dass Rachels Gedanken schon bald wieder abschweiften.

Sie hatte nicht vor zu spionieren, aber ... mal ehrlich, was *trieb* er gerade? War er mit Freunden unterwegs, zockte er Videogames oder saß er fleißig an seinen Hausaufgaben,

wie sie es gerade tun sollte? Womit auch immer er sich gerade beschäftigen mochte, er grübelte nicht über sie nach, da war sich Rachel sicher. Er wusste ja kaum, dass sie existierte. Na ja, abgesehen davon, dass sie heute Morgen tatsächlich ein echtes Gespräch geführt hatten. Es dauerte zwar gerade mal drei Minuten, aber es war echt. Und es wurde gelächelt. Gegenseitiges Lächeln war angesagt.

Der Gedanke daran ließ Rachel unwillkürlich grinsen. Und obwohl sie allein war, vergrub sie ihr albern errötendes Gesicht in ihren Händen. Ihr Telefon piepste wütend unter einer Flut neuer Nachrichten, bis Rachel doch wieder danach griff, und Nellie Bly war vergessen.

Du steeehst auf ihn!!!, schrieb Amy.

Du liebst ihn!!!

Du willst seine BABYYYS kriegen!!!

Rachel stöhnte, warf das Telefon auf ihr Bett und vergrub es zusätzlich noch unter ihrem Kopfkissen. Sie wollte seine *Babyyys* nicht kriegen, und vor allem hätte sie Amy niemals von ihrer Schwärmerei erzählen dürfen. Zurück zu Nellie. Rachel setzte sich aufrecht hin und richtete den Bildschirm ihres Laptops neu aus, als wäre der Trick, nur den richtigen Winkel für das Display zu erhaschen. Während Rachel ihr Telefon angestrengt ignorierte, erblickte sie draußen jemanden. Ihr Schreibtisch stand direkt am Fenster, von wo aus sie in den Vorgarten sehen konnte. Es war nicht ungewöhnlich, dass jemand vorbeilief, doch das hier war die Vorstadt und schon nach neun. Niemand trieb sich noch nach neun Uhr abends draußen rum.

Aber das war nicht einmal der Grund, warum Rachel aufmerksam wurde. Es war die Tatsache, dass diese Person wie eine Statue vor ihrem Haus stehen geblieben war. Sie

trug eine dunkle Hose und einen schwarzen Parka, und obwohl sie ihr Gesicht nicht gut erkennen konnte, wirkte es ungewöhnlich blass.

Eine Gänsehaut kroch Rachels Arme hinauf, doch sie konnte nicht sagen, warum. Der vernünftige Teil ihres Gehirns sagte ihr immer wieder, dass da doch nur jemand auf der Straße war – womöglich ein Nachbar – und nichts weiter. Ein dumpfes Zirpen ertönte unter ihrem Kopfkissen. Rachel griff nach ihrem Handy und blickte auf Amys letzte Nachricht. *STALKER SIND NICHT SEXY, MÄDEL!*

Der Mann vor dem Fenster war verschwunden. Rachel atmete erleichtert auf.

Taylors Stimme verklang, und Rachels Telefon blieb nun auch endlich still, also beschloss sie, sich wieder an die Arbeit zu machen. Da hörte sie ein neues Geräusch. Diesmal aus keinem ihrer Geräte. Sondern von unten.

Schwer und mit Bedacht, wie Schritte.

Aber das war unmöglich. Sie war allein im Haus. Ein neues Lied begann, und Rachel schaltete es hastig ab. Völlig still saß sie nun da, wie ein Welp, wenn ein Fremder an der Tür erscheint. Mit gespitzten Ohren wartete sie eine Weile und lauschte in die Stille hinein, die sich endlos auszudehnen schien.

Da dröhnte es durch den Raum. Sie wäre beinahe vom Stuhl gefallen, so sehr erschreckte sie das schrille Zirpen der eingehenden Nachricht. Diesmal hatte Amy nur ein GIF von einem bärtigen Chris Evans geschickt, der in ein herzhaftes Kichern ausbrach. Rachel hätte auch gelacht, wäre da nicht das nagende Unbehagen gewesen, das ihre Nackenhaare aufstellte. Je länger sie sich das GIF ansah – eine Endlosschleife aus explosivem, stummem Gelächter –, desto mehr machte es ihr in diesem Moment Angst.

Rachel wollte schon zurückschreiben, da hörte sie das Geräusch von eben wieder. Diesmal lauter, und nun war sie sich sicher, dass es Schritte waren. Jemand war auf das knarrende Dielenbrett zwischen Sofa und Couchtisch getreten.

Rachel holte tief Luft. »Mom, bist du das?«

Eigentlich sollte ihre Mutter in der Stadt zum Mädelsabend mit ihren Freundinnen sein. Sie war erst vor einer Stunde losgefahren, konnte also noch nicht zurück sein. Aber vielleicht hatte sie etwas zu Hause vergessen und war noch einmal umgekehrt.

Rachel klammerte sich an diesen Gedanken, auch wenn ihr Herz wie wild pochte. Im Hinterkopf wusste sie, dass sie gehört hätte, wie das Auto ihrer Mutter in die Einfahrt fuhr, wie sie ihren Schlüsselbund scheppernd auf den Garderobentisch fallen ließ und ihre Stiefel nachlässig von sich kickte, während sie verkündete, dass sie zu Hause war, so wie sie es immer tat.

Rachel legte ihr Handy weg, ging zur Tür und öffnete sie langsam.

»Mom?«, rief sie erneut. Als keine Antwort kam, trat Rachel aus ihrem Zimmer und schlich den Flur entlang zur Treppe. Auf Strümpfen tippelte sie lautlos über den Teppich der Stufen, bis sie das Wohnzimmer betrat.

Jemand war da. Und es war nicht ihre Mutter.

Der Mann von vorhin stand auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers, ganz in Schwarz gekleidet. Auch seine Hände waren in schwarzen Handschuhen verborgen. Als Rachel sein Gesicht sah, wurde ihr klar, warum es ihr zuvor so blass vorgekommen war. Was sie für Haut gehalten hatte, war in Wirklichkeit eine weiße Maske.

Dann entdeckte Rachel den anderen. Er stand beim Fernseher und war genauso gekleidet wie der Erste. Beide starrten sie durch narbige Gummigesichter an.

Das Gehirn tat seltsame Dinge, wenn es mit etwas konfrontiert wurde, das es nicht verstand. Rachels erster Gedanke – wie ein Blitz schoss er durch ihr Hirn – war, den Männern ein Glas Wasser anzubieten, so wie sie es gelernt hatte, wenn Gäste eingetroffen waren. Und dann, ebenso schnell, begriff sie: Diese Männer waren keine Gäste. Rachels unwillkürlicher Impuls war, um Hilfe zu schreien, aber alles, was aus ihr heraussprudeln wollte, blieb in ihrer Kehle stecken und erstarrte wie der Rest von ihr. Sie fühlte sich, als würde sie in Treibsand versinken und jede Bewegung würde sie nur noch tiefer in den Schlamm ziehen.

Plötzlich geschahen zwei Dinge sehr schnell und zugleich. Einer der Männer huschte aus der Tür, er sauste regelrecht durch diese hindurch, als hätte ein Windstoß ihn erfasst und fortgeweht. Der zweite Mann bewegte sich ebenfalls, aber nicht zur Tür. Er stürmte auf Rachel zu, und auf einmal verschwand ihre Lähmung und sie rannte los.

Alles, woran sie denken konnte, war die Hintertür in der Küche. Sie stellte sich vor, wie sie sie öffnete, in die frostige Luft des Hinterhofs eintauchte und entkam. Einen Moment lang brauchte sie es sich nicht einmal mehr vorzustellen. Sie war in der Küche, sie griff nach der Tür, die Fingerspitzen nur noch wenige Zentimeter vom Knauf entfernt. Doch dann schlang sich seine Hand wie ein Schraubstock um ihren Arm. Er hatte sie.



EIN JAHR SPÄTER

Ich öffnete die Tür, und da stand Sandra, mit dem strahlendsten Lächeln und Outfit.

»Zieh dich an, Rachel, wir gehen auf 'ne Party.«

Ich kannte das Mädchen erst seit drei Wochen, und schon tauchte sie unangemeldet vor meiner Wohnungstür auf, als würde sie das schon seit Jahren tun.

»Sorry, kann nicht.« Ich trug meine Jogginghose und wollte mich gleich mit meinem liebsten Wohlfühlfilm aller Zeiten entspannen. *Die Nacht der lebenden Toten*. Außerdem hasste ich Partys. »Meine Mom erlaubt nicht, dass ich an einem Schulabend ausgehe.«

Doch wie eine geisterhafte Erscheinung in einem Badezimmerspiegel tauchte plötzlich meine Mutter neben mir auf. »Sonntag ist technisch gesehen kein Schulabend, oder, Jamonada?«

Jamonada war ein Kosename, den mir meine Großmutter gegeben hatte, weil ich so ein pummeliges Baby gewesen war. Ich hatte schon alles versucht, um ihn wieder loszuwerden, aber offenbar fiel er nicht unter das Umtauschrecht. Und meine Mutter liebte ihn. Es war Spanisch für »Schinken«. Aber nicht etwa im Sinne von: »Das Mädchen ist so süß und gereift – sie ist so ein Schinken!«, sondern es meinte buchstäblich einen Schinken. Und jetzt

hatte ihn auch noch Sandra gehört. Schlimmer ging's kaum.

»Hallo, Mrs. Chavez!«, grüßte Sandra sie.

»Aber morgen ist Schule«, grummelte ich. »Also ist ja wohl heute definitiv ein Schulabend.«

»Aber heute hattest du keine Schule«, konterte Mom. »Ich würde sagen, hier sind die Geschworenen noch zu keinem eindeutigen Urteil gekommen.«

Mit einem energischen Nicken gab Sandra ihr recht, während ich meine Mutter entgeistert anstarrte, als hätte sie mich nicht 16 Jahre lang erzogen. Zunächst war mir tatsächlich schleierhaft, was sie damit bezweckte. Dann aber wurde mir auf einen Schlag klar: Selbst meine eigene Mutter machte sich Sorgen, weil ich so ein erbärmliches Einsiedlerdasein führte.

»Aber du willst doch, dass ich morgen ausgeruht und erholt in die Schule gehe, oder etwa nicht, Mom?« Ich knirschte mit den Zähnen, wie man es tat, wenn man wollte, dass jemand einen Wink verstand.

Meine Mutter dagegen schenkte mir dieses strahlende Lächeln, wie man es tat, wenn man einen Wink vorsätzlich ignorierte. »Du hattest das ganze Wochenende Zeit, dich auszuruhen und zu erholen, Schatz.«

Eine klassische Pattsituation. Ich wollte die Nacht mit den lebenden Toten verbringen, und meine Mutter wollte, dass ich Zeit mit den wirklich Lebenden verbrachte. Es war Zeit für die schweren Geschütze.

»Sandra, sag meiner Mutter, wo die Party stattfindet.« Das war ein Risiko. Soweit ich wusste, wollte Sandra mich zum Gracie Mansion schleppen, um mit dem Bürgermeister persönlich abzuhängen, was bei den Kreisen, in denen sie verkehrte, gar nicht unwahrscheinlich war. Aber

die Chancen standen gut, dass die Umstände dieser Party bei meiner Mutter durchfallen würden.

Saundra zögerte, also drängte ich weiter: »Na los, sag's ihr.«

»Ein verlassenes Haus in Williamsburg«, gab Saundra schließlich zu.

Ich drehte mich zu meiner Mutter um, der Triumph ließ mich strahlen wie eine frisch polierte Trophäe. »*Ein verlassenes Haus in Williamsburg*. Hast du das gehört, Mom?«

Jetzt begann ein Kampf des Willens. Mom und ich starrten uns gegenseitig an, um zu sehen, wer zuerst einknicken würde.

»Viel Spaß!«, meinte Mom nur.

Meine eigene Mutter fiel mir in den Rücken. Als wir nach New York City zogen, hatte sie nur zwei Regeln für mich aufgestellt. Erstens: Meine Noten dürfen nicht schlechter werden. Und zweitens: Freunde finden. Die Tatsache, dass Saundra hier aufgetaucht war, sollte eigentlich als Beweis genügen, dass ich Freunde gefunden hatte. Okay, *eine* Freundin. Wie auch immer, ich hatte jedenfalls die schier unmögliche Hürde genommen, als Neuling an einer mir fremden Schule eine Freundin zu finden. Doch für Mom hieß eine Party mehr mögliche Freundschaften, und das bedeutete, dass ich nach Williamsburg verschleppt werden durfte. Also zog ich mich um (ich weigerte mich trotz Saundras Protesten, mein Batik-Nachtshirt auszuziehen, peppte es aber mit einer abgeschnittenen Dickies und einer Jacke auf), ehe wir aufbrachen. »Wir könnten zu Fuß gehen«, schlug ich vor. Immerhin befanden wir uns in Greenpoint, nur einen Stadtteil weiter, und das Wetter war schön.

Saundra schnaubte. »Und ermordet werden?«

»Die Gegend hier ist ziemlich sicher.«

Saundra tat mich und den gesamten Stadtbezirk Brooklyn mit einem Lachen ab und holte ihr Handy heraus. »Ja. Klar.«

In weniger als drei Minuten kam der Lyft-Wagen an. Wir machten es uns auf dem Rücksitz bequem, während Saundra ein Dutzend Selfies schoss, ihre sozialen Kontakte aktualisierte und mich darüber aufklärte, wer alles auf der Party sein würde. Im Grunde war genau das auch unsere Mittagsroutine, bei der sie mir den ganzen Klatsch und Tratsch über Leute erzählte, die ich auf den Fluren noch immer kaum zuordnen konnte.

Saundra hatte mich in dem Moment als Freundin auserkoren, als ich an der Manchester Prep in die Geschichtsklasse von Mr. Inzlo spazierte. Ich hatte mich gerade auf einen freien Platz gesetzt, da beugte sich Saundra auch schon zu mir rüber und fragte, ob sie sich einen Stift leihen könne – ein billiger Vorwand, wie mir sofort klar wurde, als ich einen Stift in der offenen Vordertasche ihres lavendelfarbenen Herschel-Rucksacks sah.

Zuerst hatte ich mich gewundert, warum Saundra meine Freundin sein wollte, aber mir ging schnell auf, dass sie den Kontakt zu mir suchte, weil sie mit der Tatsache nicht klarkam, dass es jemanden in ihrer Klasse gab, über den sie rein gar nichts wusste. Denn wie ich bald feststellen durfte, war Saundra Clairmonts hervorstechendstes Merkmal der unbändige Drang, absolut alles über absolut jeden zu wissen.

Also fütterte ich sie an diesem Tag mit ein paar Häppchen über mich. Vor Manchester hatte ich eine öffentliche Schule auf Long Island besucht, wo ich mit meiner Mutter lebte, bis wir beschlossen, nach New York City zu ziehen.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Schülern hier war ich nicht reich, hatte kein großes Erbe in Aussicht oder ein Stipendium. Ich wurde nur aufgenommen, weil meine Mutter hier Lehrerin für Amerikanische Geschichte in der neunten und zehnten Klasse war. Also, ja – meine Mutter hatte ein Händchen dafür, mich an Orte zu verfrachten, an denen ich keine Lust hatte zu sein.

Aber jetzt, während Sandra und ich nach Williamsburg fuhren, hatte ich nicht einfach nur keine Lust auf diese Party, sondern mir grauste vor ihr. Der Gedanke, all diese Leute zu treffen, von denen kein Einziger mit mir reden würde, schnürte mir die Kehle zu. Am schlimmsten war das Wissen, dass ich so tun musste, als ob. So tun, als wäre ich ein Teil ihrer Welt, als wäre ich wie sie.

Doch gerade als ich Sandra sagen wollte, dass ich mich nicht so gut fühlte, hielt der Wagen an und sie sprang nach draußen. Ich schlich ihr hinterher, und gemeinsam näherten wir uns dem verlassenen Haus. Es sah aus, als wäre es einem Horrorfilm der späten 80er-Jahre entsprungen. Sämtliche Fenster waren mit verwittertem, graffitiverschmiertem Holz vernagelt, und an der Tür klebten diverse Schilder mit winziger Schrift, die uns sicherlich ermahnten, auf Abstand zu bleiben. Das Haus kauerte eingezwängt zwischen einer aufgegebenen Lagerhalle und einem leeren Grundstück, an dessen Maschendrahtzaun ein ZU VERKAUFEN-Schild hing.

Da erblickte ich einen hellen Fleck. Ein komplett in Schwarz gekleidetes Mädchen saß auf der Treppe, ihr geisterhaftes Gesicht schwebte über einem Buch. Ihre bleichen Finger verdeckten den Titel, aber darüber erkannte ich die scharfen Ecken von Stephen Kings Namen auf dem Einband. Ich mochte Stephen-King-Filme. Vielleicht

konnte sich darüber ja ein Gespräch mit diesem Mädchen entspinnen. Vielleicht war das am Ende ja doch meine Art von Party.

»Hey, Felicity!«, begrüßte Saundra sie. Felicity blickte von ihrem Buch auf und starrte uns unter ihrem Mikrophon an, ohne irgendetwas zu erwidern.

»Na dann, *ciao*.« Saundra hakte sich bei mir ein und zog mich die Treppe hinauf. »Für die Bücher auf der Party sorgt Felicity Chu.«

Das Wohnzimmer füllten mehr als zwei Dutzend Leute, die lachten, herumalberten und mit umherspritzenden Getränken in der Hand gestikulierten. Um das Innere des Hauses stand es nicht viel besser als um seine Fassade. Die Tapeten waren schimmelig oder blätterten von den Wänden, die Böden bedeckte schmieriges Linoleum und das einzige Licht kam von grellen Baustellenlampen. Den Asbeststaub in der Luft konnte man förmlich schmecken. Aber an alledem schien sich niemand zu stören.

Keine Ahnung, was genau ich auf Partys reicher Kids erwartet hatte, aber das hier war es nicht. Es kam mir irgendwie ironisch vor, dass sie ihre komfortablen Paläste verlassen hatten, um sich in einem Haus zu vergnügen, das auseinanderfiel.

»Ich hole mir 'nen Drink«, brüllte mir Saundra über die Musik hinweg zu.

»Ich komme mit.« Doch als ich mich nach ihr umdrehte, war sie schon verschwunden, einfach verschluckt von der Menge. Das Einzige, was noch schlimmer ist, als auf eine Party zu gehen, auf der man nicht sein will? Allein auf dieser Party zu sein. Ich hatte nicht vor, als einsame Boje in einem Meer aus Fremden dahinzutreiben. Mir blieb also nur eins übrig: mich im Badezimmer verstecken.

Als ich die Treppe hinaufging, war mir, als würde ich ein Portal betreten. Das Scheppern von aneinanderschlagenen Flaschen und schlechter Popmusik verblasste und wurde verdrängt von einer muffigen Dunkelheit, die mit jedem Schritt dichter wurde. Für gewöhnlich verflüchtigte sich meine Angst, sobald ich mich von einer Menschenmenge entfernte und in eine ruhige Ecke begab. Es war, wie in eine Papiertüte zu atmen, ein schneller Weg, um mich zu beruhigen. Doch dieses Mal war dem nicht so.

Am oberen Absatz der Treppe hielt ich inne und wartete, bis sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnten und schemenhafte Umrisse ausmachen konnten. Ich schaltete mein Handy ein, um etwas Licht zu bekommen, genug, um zu sehen, dass der Flur mit einer Blumentapete bedeckt war. Während ich den Flur entlangtappte, kamen mir die verblassten Blütenblätter immer unheimlicher vor, als würden sie sich in die Fratzen faltiger Hexen verwandeln.

Da entdeckte ich eine leicht geöffnete Tür und hielt augenblicklich den Atem an. Der Spalt war so finster, dass es unmöglich war, etwas im Inneren des Raums zu erkennen. Ich hielt mein Handy daran, doch auch das half nicht. Jemand konnte direkt dahinter stehen und mich beobachten, ohne dass ich es mitbekommen würde. Dieser Ort setzte mir zu.

Ich hätte auf dem Absatz kehrmachen und nach Hause gehen sollen, doch immerhin war ich auf einer Party. Ich wollte sorglos, normal und albern sein. Nicht jemand, der bei jedem Schatten aufgescheucht hochschreckt. Also schob ich meine Ängste beiseite und stieß die Tür auf.

Wie sich herausstellte, war dahinter einfach nur ein Badezimmer. Und drin war auch niemand. Das Licht funktionierte nicht, genau wie der Wasserhahn, aber immerhin war es hier ruhig. Ich sah auf mein Handy und öffnete Instagram. Es kam nie etwas Gutes dabei heraus, seine Seite aufzurufen. Aber ich konnte einfach nicht widerstehen, gierte nach dem Gift, obwohl ich wusste, dass es mir nicht guttun würde.

Ich klickte auf ein Bild von ihm und seinem besten Freund in ihren Fußballtrikots. Mein Blick glitt über die Strähnen seiner Haare, seine dunklen bernsteinfarbenen Augen, die er vor Lachen fast geschlossen hatte. Und seine Grübchen. Dieses breite Grinsen mit den Grübchen war wie ein Schlag in die Magengrube. Unter dem Post standen Hunderte von Kommentaren seiner Freunde. Ich hatte jeden einzelnen davon gelesen, mehrfach. Würde ich sie jetzt erneut lesen, könnte ich mit Leichtigkeit Stunden damit zubringen.

Da hörte ich eine Stimme. Auch wenn ich zunächst keine Worte verstand, sie klang eindeutig wütend.

Ich war also definitiv nicht allein hier oben. Leise verließ ich das Badezimmer und folgte der Stimme zum Zimmer eine Tür weiter. Da wurde mir klar, dass es in Wahrheit zwei waren, die in gedämpftem, eindringlichem Ton miteinander sprachen. Sie stritten.

Jählings schwang die Tür auf, und mir blieb gerade noch genug Zeit, um aus dem Weg zu springen, als Bram Wilding auch schon aus dem Zimmer stürmte, sein rosiger Teint gerötet vor Wut. Er bemerkte mich gar nicht. Doch als ich mich wieder umdrehte, stieß ich direkt mit Lux McCray zusammen. Mit keinem der beiden hatte ich bisher auch nur ein Wort gewechselt, aber sie gehörten

zum High-School-Adel, jene Art beliebter Leute, die man nicht erst persönlich kennenlernen musste, um alles über sie zu wissen. Und Lux und Bram stellten unter den Schülern der Manchester Prep so was wie das Königs-paar dar.

Mein Handy rutschte mir aus der Hand, knallte auf den Flurteppich und tat, was in Lux' Nähe anscheinend alle Lichtquellen zu tun pflegten. Wie ein Scheinwerfer fand es ihr Gesicht und ließ ihre markanten Gesichtszüge erstrahlen, sodass sie wie die Heldin auf einem V.-C.-Andrews-Buchcover aussah. Ihre Augen weiteten sich vor Schreck, ehe sie sich blitzschnell verengten.

»Was zum Teufel machst du hier?«, wollte Lux wissen.
»Hast du uns etwa *belauscht*?«

»Nein.«

»Keine Ahnung, was du meinst, gehört zu haben ...«

»Ich habe rein gar nichts gehört.«

Ihr musternder Blick kletterte von meinen Zappos-Slippern bis zum unordentlichen Dutt aus dickem braunem Haar hinauf, ehe er an meinem sonnengebräunten Gesicht hängen blieb. Vielleicht fragte sich Lux, warum ich so viele Sommersprossen hatte, ob ich kein Beauty-Tutorial finden konnte, mit dem ich einige davon loswurde.

Ich starrte zurück. Für Lux sahen meine natürlichen Sommersprossen im Vergleich zu ihren künstlichen vermutlich wie Dreck aus. Ich erkannte, dass ihre unecht waren, weil sie alle zu rund, ähnlich klein und perfekt verteilt waren. Genau wie man sie vorsichtig mit einem Augenbrauenstift aufmalte. Sie schmückten ihren Nasenrücken und dehnten sich bis zum Ansatz ihrer Wangen aus wie ein wunderschönes Sternbild.

Ein Hauch ihres Parfüms schwang mir entgegen. Miss Dior. Der bevorzugte Duft von einer in Zukunft sitzen gelassenen Politikergattin. Ihre pfirsichfarbene Haut schimmerte sanft und makellos unter den Trägern ihres Brandy-Melville-Tanktops, und ihr Haar hatte die Farbe von geronnener Butter. Sie war genau die Art von hübscher Blondine, die in Horrorfilmen für gewöhnlich sehr früh starb.

Lux' Blick huschte zu meinem Handy am Boden. Sie hob es auf und schaute lange genug auf das Display, um nicht nur den Post, sondern auch den Namen vom Account zu sehen. »Vielleicht richtest du deine Aufmerksamkeit besser darauf, wo du hingehst, statt *Matthew Marshall* zu stalken.«

Augenblicklich schwoll ein Medizinball blanker Panik in meiner Brust und drohte, auch den Rest meines Körpers zu verschlingen. Rasend schnell und wie aus dem Nichts überrollte mich mal wieder die Angst. Das passierte mir von Zeit zu Zeit. In der einen Minute ging es mir noch blendend, und in der nächsten war ich ein nervöses Wrack, zitterte am ganzen Körper und meine Finger und Zehen erfasste ein unangenehmes Kribbeln. Sie durfte Matthews Namen nicht kennen. Niemand durfte das. Ich griff nach meinem Handy, und Lux sah schockiert und empört aus, als gehörte es ihr. Ich riss es ihr regelrecht aus der Hand.

»Freak«, zischte sie, schob sich an mir vorbei und verschwand im dunklen Flur.

Das erinnerte mich umgehend daran, was ich war. Nicht normal. Ein Freak. Jeder konnte es sehen, auch Lux. Jep, ich war mit dieser Party offiziell fertig.

Also machte ich mich auf den Weg nach unten, um Sandra zu finden und mit ihr von hier zu verschwinden.

Aber die bedrückende Finsternis und die seltsame Begegnung mit Lux hingen mir nach wie eine Tischdecke, die sich versehentlich in meinem Hosenbund verklemmt hatte. Niemand sollte Matthews Namen kennen. Ich hatte ja gewusst, dass diese Party eine miese Idee war. Ich hatte es gewusst.

In meinem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander, bis mir ganz schwindelig wurde und es sich anfühlte, als würde ich die Treppe zu schnell und zu langsam zugleich hinuntergehen. Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge, den Blick starr auf den Ausgang gerichtet, als würde ich das Ende eines Tunnels fixieren.

Einen Augenblick später war ich draußen und saugte gierig die frische Nachtluft ein. Ich musste auf andere Gedanken kommen, etwas komplett anderes tun, als darüber nachzudenken, was gerade passiert war. Ich musste etwas Unbedachtes tun. Etwas Waghalsiges.

Mein Blick fiel auf den einzigen Menschen, der noch draußen war. Ich ging hinüber und klopfte ihm auf die Schulter. In Momenten wie diesen konnte ich eine Figur in einem Film über Besessene sein. Es ging nur noch darum, die Kontrolle zu verlieren und mich von etwas anderem leiten zu lassen. Ich wartete kaum ab, dass er sich umdrehte, da packte ich auch schon sein Hemd mit einer Hand und zog sein Gesicht zu mir herunter.

Ich hasste den Teil von mir, der so etwas tat. Rücksichtslos und falsch.

Aber es funktionierte. Sobald sich unsere Lippen berührten, waren alle Gedanken an Matthew Marshall und Lux und daran, wie erdrückend sich das Haus angefühlt hatte, wie weggewischt. In diesem Moment wurde mir alles egal. Ich würde es ganz einfach als Torheit auf einer

High-School-Party abhaken. Ich konnte so tun, als wäre ich betrunken, als wäre ich ein wildes Mädchen, das sich um Moral nicht scherte. Ich war mir ziemlich sicher, dass normale Teenager auf normalen Partys genau so etwas taten.

Schon bald dachte ich an gar nichts mehr, und als meine Gedanken zur Ruhe kamen, übernahmen meine Sinne die Führung. Da war das Geräusch seines Atems; scharf, wenn er durch die Nase einatmete, und dann weich, wenn er seufzte.

Ich atmete den Duft seines Shampoos ein, etwas Holziges. Kiefern mit Limette. Und dann fielen auch diese Sinne weg, und es existierten nur noch zwei. Das Gefühl seiner Lippen und wie sie schmeckten.

Als wir uns voneinander lösten, beide völlig außer Atem, konnte ich endlich sehen, wen ich geküsst hatte.

Mein Geist, der noch vor einem Moment völlig leer war, schrie laut und niedergeschlagen auf. *Fuck!*

»Rachel?«, rief Sandra, während sie die Treppe herunterkam. Ich konnte nicht sagen, ob Bram Wilding entsetzt oder angewidert war von dem, was ich gerade getan hatte, aber er war so höflich, sein Gesicht nicht zu verziehen. Das war immerhin etwas. Bram – Lux' fester Freund, den ich gerade förmlich angefallen hatte, weil ich ein kriminell unbeherrschter *Freak* war, genau wie Lux sagte – war höflich. Er drehte sich auf dem Absatz um und ging davon, bevor Sandra ihn erkennen konnte.

»Wer war das?«, fragte Sandra, sobald sie bei mir war.

»Niemand.«

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Ich habe dich doch gerade mit jemandem reden sehen.«

»Es war niemand. Ein Geist.«

»Lustig, dass du das sagst«, fand Sandra und legte ihre Fingerspitzen aneinander. »Es wird nämlich gleich eine Séance geben!«

2

Ihren Arm fest um meinen gehakt, um jeden weiteren Fluchtversuch zu verhindern, führte mich Sandra zurück ins Haus. »Warum machen wir das?«, fragte ich.

»Es ist eine Séance«, sagten Sandra und ich gleichzeitig, aber in komplett gegensätzlichem Tonfall.

»Was soll schon schiefgehen?«, meinte Sandra.

»Offensichtlich hast du noch nie *Night of the Demons* gesehen.«

Sandra blieb stehen und drehte sich zu mir um. Sanft ließ sie ihre Hände auf meine Schultern sinken und sah mich sehr ernst an. »Rachel. Keiner kapiert deine Anspielungen auf Filme.«

Ich seufzte. Sie hatte recht.

»Das wird der totale Spaß«, drängte Sandra. »Außerdem machst du dir damit an der Manchester einen Namen. Auf die Art lernt man die Schwergewichte kennen.« Sie ließ ihre Hände sinken und drückte meinen Ellbogen. »So findest du deine Leute.«

Wer hätte gedacht, dass ich nur ein paar Geister heraufbeschwören musste, um Freunde zu finden? Auf dem Boden im Wohnzimmer hatten sich bereits einige in einem Kreis niedergelassen. Mittlerweile war die Party abgeflaut, es waren vielleicht noch 15 Leute geblieben. Leider war eine von ihnen Lux. Als sie mich ansah, verkrampfte sich

sofort mein Magen. Ich stand bereits auf ihrer schwarzen Liste – und betete darum, dass sie nie herausfand, dass ich soeben ihren Freund geküsst hatte.

Jemand hatte die Baulampen ausgeschaltet, und das einzige Licht kam aus der Mitte des Kreises, wo ein Junge gerade dicke Stumpenkerzen auf dem Boden anzündete. Als das flackernde Kerzenlicht den Raum genügend unheimlich gemacht hatte und alle ihren Platz eingenommen hatten, stand ein Typ auf. »Meinem Vater gehört dieses Haus, also sollte diese Séance besser nicht aus dem Ruder laufen.«

»Rodrigo, dein Vater hat die Bude nur gekauft, um sie abzureißen und hier Luxusapartments zu bauen«, erinnerte ihn jemand. »Lasst uns das Tor zur Hölle eintreten!«

Ein paar der anderen kicherten, aber ich verstand den Witz nicht. Ein Mädchen riss ihre Hand hoch. Mit ihrer Schuluniform sah sie anders aus, dennoch erkannte ich sie sofort, weil sie in Erdkunde ständig auf dieselbe selbstbewusste Art die Hand hob. So wie sie es jetzt tat. »Welche Art von Séance soll das genau werden?«

»Eine Séance über vergangene Leben«, schlug Thayer Turner vor. Sein Vater war der Generalstaatsanwalt des Bundesstaates, und wie Sandra mich hatte wissen lassen, waren die Turners praktisch die nächsten Obamas. Bewundert, beliebt, in jeder Hinsicht perfekt. Selbst jetzt auf dieser Party war Thayer mit seinem lila Blazer, der perfekt zu seiner dunklen Haut passte, tadellos gekleidet.

»Was ist eine Séance über vergangene Leben?«, fragte Hochreiß-Hand.

»Man schaut in einen Spiegel und sieht darin, wer man in einem früheren Leben war«, erklärte ich.

Thayer drehte sich um, um mich anzusehen. Tatsächlich drehten sich alle um und sahen mich an. Das waren vermutlich die meisten Worte, die sie je von mir gehört hatten, seit ich ihre Schule infiltriert hatte. Meine Anspielung zur Séance in *Night of the Demons* war als Scherz gemeint gewesen, aber nun, da ich in all die schaurig beleuchteten Gesichter blickte, fühlte es sich eher wie eine Prophezeiung an.

»Ja«, meinte Thayer gedehnt, während er mich eingehend musterte. »New Girl hat recht. Zu unserem Glück habe ich einen Spiegel im Flurschrank gesehen!«

»Was hast du denn in dem Schrank gemacht?«, fragte jemand. Ich funkelte den Typen mit bösem Blick an. In seinem Tonfall lag beißender Spott, der auch Thayer nicht entgangen war. Er zog die Schultern hoch und ging zum Flur.

»Haha, sehr lustig, Devon«, rief er zurück.

Als Thayer wiederkam, schleppte er einen Ganzkörper-
spiegel, den er quer gegen den Kamin lehnte. Das Glas war trüb von Alter und Verfall, und alle drängten sich um ihn herum, um sich besser betrachten zu können.

»Es kann eine Minute dauern«, sagte Thayer. »Ihr müsst euch konzentrieren.«

Wären wir im Film, würde nun jeden Moment ein knochiger Dämon aus dem Glas brechen. Aber man sah immer noch nichts weiter als ein paar gelangweilte Teenager, die das Gesicht verzogen, um möglichst vorteilhaft auszusehen.

Natürlich war mir klar, dass kein Dämon auf uns zustürmen würde, und auch, dass wir nicht unser früheres Leben sehen würden, trotzdem konnte ich allmählich das vertraute Kribbeln in meinem Nacken spüren. Ich glaubte

nicht an vergangene Leben, aber ich hatte eine Vergangenheit. Was, wenn ich in diesen Spiegel blickte und alle konnten sehen, wer ich in Wahrheit war?

»Es passiert überhaupt nichts«, beschwerte sich Hochschnell-Hand.

»Tja, schätze, dann hast du wohl kein Vorleben«, scherzte Thayer.

»Passt zu deinem nicht existierenden Liebesleben«, kicherte Devon, das Arschloch. Der Rest lachte, und ich fragte mich, ob ich da nicht doch einen Haufen Dämonen im Spiegel sah.

»Beruhigt euch, Kinder«, mahnte Thayer. »Warum vergessen wir nicht die Sache mit den vergangenen Leben und versuchen, mit *echten* Geistern zu kommunizieren?«

»Unsere Urgroßeltern?«, fragte jemand.

»Die Leute, die in diesem Haus gelebt haben«, berichtigte Thayer.

»Ich dachte, es war verlassen«, meinte Devon.

»Nun, es musste ja erst jemand hier wohnen, um es zu verlassen, du Trottel.« Thayer beugte sich vor. Es war nur eine sanfte Bewegung, aber sie brachte alle zum Schweigen und ließ sie sich ebenfalls nach vorn beugen. »Es gab ein Paar, das hier wohnte, Frank und Greta. Typische Hipster – damit meine ich veganen Cashewkäse und schrecklichen Stil. Alles ist gut in Hipsterville, bis Greta eines Tages beginnt, ein Summen zu hören.«

»Ein Summen?«, fragte jemand.

»Wie eine Fliege, die an deinem Ohr herumschwirrt«, erklärte Thayer. »Zuerst war es nur ab und zu, als hätte sich ein Insekt durchs Küchenfenster nach drinnen verirrt und würde nicht mehr hinausfinden. Aber dann wurde es häufiger. Beharrlicher. Greta stellte fest, dass der Lärm

immer dann am lautesten war, wenn Frank zu Hause war. Immer wenn sie zusammen waren, hörte sie es. Das Summen. Irgendwann fragte sie ihn, ob er das Geräusch absichtlich machte. Doch Frank antwortete, er könne rein gar nichts hören. Aber Greta hörte das Summen immer weiter, und irgendwann konnte sie es nicht mehr ertragen. Sie brach zusammen und flehte ihn an, doch bitte mit dem Summen aufzuhören, doch Frank sah ihr direkt in die Augen und sagte, er wisse nicht, wovon sie spreche.

Greta glaubte ihm nicht. Das Summen war einfach viel zu laut. Sie nahm ihm nicht ab, dass er es nicht hörte. Und als Greta allmählich durchzudrehen begann, dachte sie nicht mehr nur, dass er über das Summen log. Sie dachte, er *war* das Summen. Greta war überzeugt, dass Frank einen Hautanzug trug – und dass er darunter eine Million Fliegen war, die summten und schwirrten und es auf sie abgesehen hatten.«

Einige Leute (wie Devon) schnaubten, aber sie hörten Thayer trotzdem unverwandt zu und warteten gebannt, wie es weiterging. Ich beugte mich vor. Auch ich wollte, dass er fortfuhr.

»Frank versuchte natürlich, Greta zur Vernunft zu bringen, aber Greta ertrug es nicht mehr, in seiner Nähe zu sein, bei all dem Gesumme. An manchem Morgen, wenn er sein Müsli aß, sah sie eine Fliege an seinem Ohrläppchen entlangkrabbeln, ohne dass es ihn irgendwie zu stören schien. Nachts konnte sie nicht schlafen, weil Frank mit offenem Mund schlief, und jedes Mal wenn sie die Augen schloss, stellte sie sich vor, wie Fliegen daraus hervorströmten.«

Thayer öffnete den Mund, ließ den Unterkiefer herunterklappen und dehnte ihn so weit wie möglich.

Natürlich schwärmten keine Fliegen heraus, aber er behielt die Pose bei und starrte uns an. Ich spürte, wie Saundra sich an mich drängte. Als er seinen Mund mit einem Klicken zuschnappen ließ, schreckten einige von uns zusammen.

»Greta ertrug es nicht länger«, fuhr er fort. »Eines Tages nahm sie ein Hackebeil und schlug es Frank in den Hals.«
Saundra japste erschrocken.

»Sie hat versucht, die Fliegen zu befreien. Aber am Ende hat sie einfach nur Frank ermordet. Und als Greta erkannte, dass es keine Fliegen gab, nahm sie sich selbst das Leben. Doch das Beängstigende an der ganzen Sache war, dass Frank und Greta« – Thayer machte große Augen und senkte seine Stimme zu einem Flüstern – »registrierte Republikaner waren.«

Ich prustete los, doch niemand sonst schien das lustig zu finden.

»Okay, das Letzte war ein Witz, aber der Rest ist absolut wahr!«, fuhr Thayer fort. »Es dauerte eine geschlagene Woche, bis jemand die Leichen entdeckte. Tagelang hörten die Nachbarn ein ununterbrochenes Summen, das immer lauter und lauter wurde. Schließlich rief jemand die Polizei, und als sie die Tür aufbrachen, ratet, was sie fanden?« Er machte eine dramatische Pause. »Fliegen. Hunderttausende von ihnen krabbelten überall durch das Haus – und über die Leichen.«

»Du redest so einen Schwachsinn«, meinte ein Mädchen, aber direkt neben ihr schlug sich ein Typ an den Hals und zitterte.

»Also, was jetzt? Versuchen wir, mit den Leuten zu reden, die hier gestorben sind?«, fragte Lux. »Brauchen wir dazu nicht ein Ouija-Brett oder so?«